

Erstellt am: 14. März 2025.

Titel des Artikels: Heinrich Federer

Quelle: Neue Zürcher Zeitung, 9. Oktober 1966, <https://www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=NZZ19661009-01.2.42.1>

Der PDF-Artikel wurde mit freundlicher Genehmigung von e-newspaperarchives.ch bereitgestellt.

Heinrich Federer

Zum hundertsten Geburtstag (7. Oktober)

Von Wilhelm Grenzmann

Wer immer sich in das Werk Federers vertieft, fühlt sich in eine freundliche Welt versetzt, die ein großer Erzähler vor ihm ausbreitet, und zum Mitwandern eingeladen in die schönen Landschaften der Schweiz und Italiens, denen die Liebe unseres Dichters gegolten hat. Und gleichzeitig wird uns auf diesen Wegen die Fülle der Gestalten begegnen, um deretwillen Federer sein Werk geschrieben hat: Heilige und Unheilige, Sonderlinge und Käuze, ertümliches Menschengewächs und alltägliche Leute beiderlei Geschlechts. Der Leser, so heißt es in dem Abschiedswort Peter Dörfners an den eben Dahingegangenen, habe bei ihm das Gefühl, «mit einem heiter und lebensfroh Lustwandlenden zu gehen, der immer frisch und lebendig bleibt, hier einen Abstecher macht und dort sich einen unterhaltsamen Weg nicht verdrießen läßt». Es fehlt gewiß nicht an tragischen Grundlinien, an den Schatten des Bösen, aber auch das Dunkle wird von einem hellen Horizont her beleuchtet, in den Plan der Person, des Volkes, der Geschichte eingesetzt. In das Zentrum dieser Welt stellt er den Heiligen, der der Geschichte in großen Augenblicken neue Wege weist, mit seinem Leben und Denken das Muster einer neuen Gesinnung gibt und den nachfolgenden Geschlechtern zum dauernden Beispiel wird. Daß aber dieses Werk des unermüdlchen Erzählers und Plauderers einem notvollen Leben abgerungen werden mußte, kann man erst dann richtig würdigen, wenn man sich der Person des Dichters und seinem Leben zuwendet.

HERKOMMEN UND BILDUNG

Am 7. Oktober 1866 in Brienz geboren, bekam Heinrich Federer von seinen Eltern ein körperlich-seelisches Erbe mit auf den Weg, das ihn zur langen Auseinandersetzung mit sich selbst führte.

Der Vater war ein Vielbegabter: Maler, Musiker, Theaterleiter, Geschichtenerzähler und Vorleser, «aber alles in unvorgereiner, unreifer, nie abgeklärter Art». Die problematischen Züge einer solchen Begabung prägten sich dem Sohn tief ein; gegen das Schweifende und Fahrgie in der eigenen Natur hatte er anzukämpfen. Es war ihm auferlegt, das väterliche Erbe in sich zu überwinden. In einem Brief an seine Schwester Pauline heißt es: «Ich spüre deutlich, wie mir diese Eigenschaften des Vaters, Phlegma, lieber Prüßeln und Träumen und Genießen als Schaffen, Unstetigkeit, Flucht und Scheu vor dem Vollenden und Reifwerdenlassen, Ungeduld der Nerven, des Geistes und Herzens, wie mir das alles nachgeht und mich schwer plagt.» Das Bange und Schene, so gesteht er abermals der Schwester, gehe ebenfalls auf den Vater zurück. Aber «das müssen und können wir überwinden».

Ganz anders die Mutter. Zehn Jahre älter als Federers Vater, folgte die aus Bilach im Kanton Zürich stammende und bereits verwitwete Frau dem Werben des Künstlers und trat in Sarnen zur katholischen Kirche über, überwältigt von der bisher unbekannten «Fülle der Fremde, wozu noch die Pfortnerin Liebe das Tor auftat», wie noch kurz vor seinem Tode der Sohn berichtete. Aber aller Zelotismus lag ihr — wie später dem Dichter — fern. «Protestantische Gebete hielt sie noch in Ehren, als sie längst überzeugte Katholikin geworden war.» Sie war eine Frau von nüchternem und praktischem Lebenssinn, der sich der romantischen Unbeständigkeit des Mannes entgegensetzte und dabei auch alle Kraft verbrauchte. Der Dichter verdankte ihr das Beste. «Die Luft, in der ich unter der Obhut meiner guten Mutter aufwuchs, hat mich schon in den Kinderjahren den feurigen Drang nach dem Priestertum einatmen lassen.» Von der Mutter her besitzen wir, so schreibt er abermals der Schwester, «ein schönes Teil Energie und Realität». Der Vater starb in frühen Jahren, 1886; die Mutter folgte nach wenigen Monaten, erschöpft durch ein mühevoll und an Enttäuschungen reiches Leben.

Die Selbstbiographie berichtet sodann von der Übersiedlung der Familie von Brienz nach Sachseln. Unterwegs nächtigt sie in einem kalten Zimmer. Von da an, so erzählt Federer, habe er immer Nasenkatarrhe gehabt und sei im Kehlkopf überempfindlich geworden. «Binnen kurzem kamen die ersten Asthmaanfälle, entwickelte sich jenes Uebel, das mich von allen Gesunden zeitlebens mehr oder weniger absconderte, mich für ein Drittel der Jugend ins Bett warf, unzählige Male bis hart ans Erstickten würgte, mich tausend und tausend Nächte am offenen Fenster keuchend zubringen ließ und mir alles, was frisch, keck, lustig ist, untersagte.» Dieses Asthma ist dann die quälende Begleiterscheinung seines Lebens geworden. Es beeinträchtigte seine Studien in Eichstätt, das er vorzeitig verlassen mußte, und in Freiburg. Die Klagen nahmen kein Ende. «Niemand weiß, was dieses Asthma vom Erwachen bis Mittag für eine Tyrannei übt.» Im letzten Jahrzehnt seines Lebens gab es für ihn kaum noch gute Tage. Der Geistliche am Grabe schilderte (wie Dörfner mitteilt), wie er einmal Federer gegen Mittag antraf, um von seinen Leiden eine Vorstellung zu geben. «Am Rande des Bettes noch im Nachtkleid sitzend, den Kopf zurückgebogen, das Gesicht blau gedunsen, „So bemühe ich mich nun schon seit acht Uhr aufzustehen“, stöhnte der Kranke.“ Mehrfach hat Federer diese seine Krankheit in Gestalten seiner Erzählungen objektiviert, am schrecklichsten in einer Szene mit dem männlichen Partner der Regina Lob. Gewiß gab es auch einen Segen dieser Not. In einem Briefe (an Stockmann, 11. September 1905) lobt er die «sonderbare Manier» des Astmas, «den Leidenden weit mehr auf sein Gei-

stiges und Individuelles zu konzentrieren, als dies je die Gesundheit täte...». Auch war die Rücksicht auf sein Leiden, die seine geistliche Behörde nehmen mußte, schließlich für ihn ein Gewinn, nämlich die Entlassung aus seinen seelsorgerlichen Pflichten zugunsten einer Schriftstellerei, die ihn fortan ganz auf sich selbst stellte.

Aber bevor wir davon sprechen, sei sein Lebensweg weiter verfolgt. Die nächsten Stationen waren Sarnen und Schwyz. Die Lateinschule in Sarnen, für die er Worte hohen Lobes hatte — wie überhaupt seine Schülerinnerungen ungetrübten Glanz bewahren —, führte ihn in die barocke Schulüberlieferung der Innerschweiz. Die Schulbühne lebte im Stil der Ueberlieferung und stellte Helden und Heilige der Vergangenheit vor. Der Schüler begegnete Klaus von Flüe in einer Verkörperung des Theaters. Zudem lockten die Berge. Sie bereiteten ihm Freuden und drohten mit Gefahren. Er hat bald darauf diese Schuljahre in mehreren Erzählungen geschildert und die ungeheure Bergwelt zur Mitwirkenden in seinen Romanen gemacht. Die Reifeprüfung bestand er in Schwyz. Dann kam das Studium der Theologie, in Eichstätt — mit seinen berühmten Lehrern: Thalhofer, Hergenröther, Pruner, Stöckl und Schneid —, in Luzern und in Freiburg, die Priesterweihe in St. Gallen, die Primiz in Sachseln und der Beginn seiner geistlichen Arbeit im toggenburgischen Jonschwil, wo er sieben Jahre als Kaplan wirken sollte.

PRIESTERTUM

Federers Priestertum erwuchs aus einer festgegründeten Glaubensüberzeugung. Die Glaubensunsicherheit der Moderne kennt er, aber er war von ihr nicht angefochten. Die Gestalt des schöngeistig und modernistisch eingestellten Kaplans Keng in «Jungfer Therese» ist ein Beispiel dafür, wie er Gefahren bringende Ideen solcher Art beurteilte und behandelte, das «Quadrat einer Kaplanenköchin» gibt die Antwort. Das Apologetische war Federer ebenso fremd wie das eifervoll Missionarische. Die Krankheit, die ihn hinderte, auf der Kanzel eine Rolle zu spielen und das sündige Volk zur Besserung aufzurufen, zwang ihn nicht nur selbst zur Mäßigung, sondern leitete ihn an, Menschen mit der Grundkraft der Liebe und Güte zu beobachten und über die Lebensverstrickungen nachzudenken, denen alle ausgesetzt sein können. Er hatte sich gelegentlich gegen den Vorwurf zu wehren, daß er den Priester so wenig hervorkehre, und beteuerte, «daß ich nur Priester sein kann, sein mag, sein muß. So sehr ich alles Aufdringliche zurückhalte, zwingt sich denn nicht in alle meine Schriftstellerei etwas Pastorales, Geistliches?»

Das unmittelbar Priesterlich-Religiöse kommt am besten in seinen Gedichten zum Ausdruck, für die er zeitweise besonders begabt zu sein glaubte. Daß ein Mann seiner Art die Grundständigkeit katholischer Glaubenshaltung mit vollendeter Duldsamkeit gegenüber den anderen christlichen Bekenntnissen verband, bezeugt sich vielfach. Die protestantische Herkunft der Mutter gab ihm Verständnis für die anderen und legte ihm Verpflichtungen auf. Mit dem Pfarrer Dr. Kutter an der Neumünsterkirche in Zürich pflog er das Jahrzehnt vor seinem Tode eine freundliche, wechselseitig auffhellende Korrespondenz. Die Romane spiegeln diese Gesinnung an vielen Stellen. Der reformierte Nachbapfarrer des streitbaren Carolus Bischof von Lustigern im Roman «Papst und Kaiser im Dorf» spricht die Meinung des Autors aus: «Ach, wir sind und bleiben doch Geschwister im Herrn; einmal fallen auch die gesonderten Stuben zusammen, und es wird weit und einig.» Und im Roman «Berge und Menschen» schildert der katholische Pfarrer die Ereignisse des Jahres 1551, als Alt- und Neugläubige mit geschwungenen Schwertern gegeneinander zogen, beide Parteien mit demselben Lied auf den Lippen, bis sie merkten, daß hier Brüder gegen Brüder kämpften. Dann heißt es: «Man tauschte die Säbel zum Andenken, lud sich auf Sonntag zu Gast und trug sich zu Gevatter an. Es war wieder ein Volk. Die Kanonen fuhr man heimlich und beschämt hinter die Haselstauden und riß den Feuerstein von den Büchsen. Ein großes, heiliges Volkslachen und Volksweinen schlug wie zwei Wellen ineinander, und nur die zwei Pfarrer standen noch wie zwei Eisberge darin.» Sie zwingen auch diese zur Versöhnung. Sie geben sich die Hände, in innerem Weh. Aber dann sehen sie sich ins Auge. «Und jeder sah neben etwas Tapferem auch etwas Warmes und Freundliches und dachte: „Mein Bruder irrte zwar, aber er ist gut. Er hat auch Liebe.“»

MENSCH UND NATUR

Von Jonschwil ging Heinrich Federer als Schriftleiter einer kleinen Zeitung, der «Zürcher Nachrichten», die wöchentlich zweimal erschien, nach Zürich. Er liebte die Stadt sehr, aber sie wurde nicht der Schauplatz seiner Erzählungen. Er blieb, was er bereits war: der Gestalter der heimischen Bergwelt und ihrer Menschen. Seine Romane lesen sich wie eine Variation um ein Thema: die Majestät der Berge. In seinem frühen Roman «Regina Lob» ist die Schilderung der Tessiner Landschaft und der näheren Umgebung von All'Aequa eines der schönsten Kapitel. Die Berge haben das Antlitz übermächtiger Gestalten: ihr Schweigen zwingt zum andächtigen Lauschen, ihre Hoheit ist unangreifbar, ihr Zorn gewaltig, ihr Leuchten versöhnend und heilend. Um die Größe der Natur geht es dem Autor besonders in zwei Romanen, in «Pilatus» und «Berge und Men-

schen». Goethes Wort: «Unführend ist die Natur» bestätigt sich zwar in den grandiosen Schilderungen des schweizerischen Dichters, aber bedarf doch der Ergänzung: bei aller Fremdheit ist die Bergwelt dem Menschen zugeneigt. Der Atem des Schöpfers bringt Mensch und Natur zusammen. Die Alpen erziehen zu Ehrfurcht, Demut und Frömmigkeit. Sie bergen in sich die Gedanken des Allmächtigen, irdische Zeugen seiner Größe. Im Roman «Pilatus» entsteht die ganze Majestät des Berges, der der Erzählung den Namen gegeben hat; er ist groß in seiner Unnahbarkeit und Unbezwinglichkeit. Volk und Berg sind einander zugeordnet, selbst wenn sie zueinander in Gegensatz geraten.

Aber der Mensch lebt ja nicht nur in freundwilliger Partnerschaft mit der Natur, sondern auch mit dem Auftrag, sie für sich zu gewinnen. Sie läßt es zu, indem sie die Berge dem Weinbau, die Hänge dem Vieh zur Verfügung stellt. Sie füllt dem Bauern die Scheunen, die Ställe, die Fässer, die Kannen. Aber sie weiß sich auch zu wehren und ist unberechenbar in der Offenbarung ihrer Kraft. Der Ausbruch der Gewalten hat den Schriftsteller oft zum Nachgestalten veranlaßt; es handelt sich dabei nicht um Kabinettsstücke einer ehrgeizigen Stilkunst, sondern um Zeugnisse des Ergriffenseins. Im Roman «Pilatus» fegt ein ungeheures Unwetter über die Hütten und Wiesen und zerstört, was im Wege ist. In «Berge und Menschen» wird die lange Planung eines Ingenieurs, den Absomer, das ist der Säntis, durch eine Bahn zugänglich zu machen, durch einen gewaltigen Wassersturz zunichte gemacht. Die Berge verteidigen ihre Unangreifbarkeit. Sie fordern zwar die Menschen immer wieder heraus, sich mit ihnen zu messen, aber sie schütteln sie ab, wenn es ihnen gefällt. Klüfte, Schründe, Felsen, Eis und Schneeglätte und unfeste Erde: alles ist auf Abwehr eingerichtet. Die Berge sind ein Feind der Technik. Sie vernichten den Angreifer und spotten seiner Kräfte. Dies also ist eines der großen Themen unseres Autors.

ITALIEN

Als er in Zürich war, kam etwas anderes auf ihn zu: Italien, wohin es ihn fortan Jahr für Jahr zog. Er entdeckte das Land in seiner Weise, indem er es trotz seinem Asthma mit Stecken und Rucksack durchwanderte, vom mittleren Italien bis ins Neapolitanische hinein. Das Bild der Natur, das ihm durch die Heimat so liebenswert geworden war, ergänzte sich durch die Schönheiten des italienischen Berglandes. Auf seinen jährlichen Pilgerfahrten war er auf den Spuren des heiligen Franz, seines Lieblingsheiligen, von dem alsbald manche seiner Bücher berichten sollten.

Bestes Zeugnis ist das kleine Buch «In Franzens Postenstube», das ist die Landschaft des Heiligen von Assisi. In diesem Buch bringt er beispielsweise dem «umbrischen Tiber» seine Huldigungen dar, ein Beispiel für die bei ihm so geläufige Einfühlung in die Natur. Die Literaturkritik spricht von «Naturbeseelung», aber es ist doch nichts anderes als die Erfassung eines Stücks vom Wesen des Lebendigen, das sich im Bild ausspricht. Freilich ist es nicht die Landschaft allein und für sich selbst. Er will die Menschen kennenlernen, um in ihren Zügen das Antlitz des Heiligen zu ahnen. «Der Spaziergang von Perugia quer durch das Tibertal nach Assisi lohnt sich reichlich. Ab und zu lodert ein rotes Kopftuch oder eine hellblaue Schürze aus den Fruchtsträuchern. Oder es sitzen Männer am Boden und essen Reis. Nie machte ich einen Weg, ohne auf Buben zu stoßen, die durch die Stoppen musizieren. Was spielen sie doch? Es ist die Holzpfeife, die Mutter der Instrumentation. Die Weise tönt sanft wie alle Hirtenweisen, idyllisch und mit der dunklen Farbe einer leisen Melancholie durchtränkt... Wer das Bologneser Auge kennt, das schwarze, stolze, oder das goldbraune unheimliche venezianische, der glaubt hier Heilige zu schauen. Man wehrt sich umsonst dagegen, der Held dieses Landes, Franz von Assisi, mit seinem heiter-ernsten Weltbetrügergesicht kommt einem hier in den Sinn. Er ist hier der herrschende Typ.»

In solchen Schilderungen wird Federer wahrhaft poetisch. Und wenn er glaubt, daß die eigene Sprache nicht ausreicht, um die Wunderwelt der Natur zu zeichnen, nimmt er die Sprache eines Größeren zu Hilfe, die Verse Shakespeares aus dem «Kaufmann von Venedig»: «In such a night...» Josef Nadler hat wohl richtig gesehen, wenn er erklärt, Federer sei erst in Italien zum wahren Dichter geworden mit dem ihm ganz und gar eigenen Gepräge. «Mit einem Ruck saß der Italienfahrer im eigenen Sattel, als er Umbrien in sich aufgenommen hatte.»

AUF DER SUCHE NACH MENSCHEN

Es ist also das Bild der Natur, das uns bei der Lektüre von Federers Werk immer wieder anzieht. Die Natur ist nach einem frühen Wort von Karl Pfleger gewissermaßen die dritte große Person, die am Menschenschicksal lebendig wirkend Anteil nimmt.

Indessen haben wir bereits bemerkt: so sehr er die Natur verehrte und sich an ihren Reichtümern entzückte — es geschah doch im wesentlichen nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Menschen, die sie beherbergt. Federers Erzählwerk spricht von den Menschen, die in der Landschaft stehen. Zudem: der Freund der Historie, der bei Hergenröthers Kirchengeschichte studiert hatte und die Papstgeschichte des Freiherrn von Pastor immer wieder vor sich hatte, wanderte gern auch in die Vergangenheit hinunter, um das Bild des Menschen zu vertiefen.

Aus dem bisher Entwickelten mag sich bereits ergeben: Federers schriftstellerisches Werk geht aus dem Erlebnis der schweizerischen Heimat und des mittleren Italien hervor. Bergwelt hier und da:

Obwalden und Toggenburg, Umbrien und die Abruzzen. Er spricht, so urteilte Oskar Eberle zur Feier des 60. Geburtstages des Dichters, «aus der Seele des Bauern und Dörfners heraus, und selbst wenn er nach Italien geht, so bleibt er im Dorf. Mit diesem bäuerlichen Dorfbürgertum zieht eine neue Welt in die schweizerische und damit in die deutsche Literatur ein, die Welt der katholischen Innerschweiz.» Federer war immer auf der Suche nach Menschen, er hatte seine Freude an den unverbildeten, kernhaft gewachsenen Charakteren, an den eigenwilligen, oft kauzigen Individualitäten, die ohne Politur einhergehen, sich keiner besonderen Bildung rühmen können, aber echt und unverstellt leben und das Dasein eigentlich erst besonders interessant machen.

FEDERERS WERK

Lassen wir die Reihe seiner Werke kurz an unserem Auge vorüberziehen! Da ist gleich sein erster Roman, «Berge und Menschen», ein großes Werk. Federer hat sich gegen kleinliche Einwendungen verwahrt und den Roman in seinen Briefen leidenschaftlich verteidigt. Einigen Kritikern kamen die Gestalten des Manuss und des Broller bedenklich vor. Daß ein priesterlicher Autor gerade diesen eine Rolle zuerteilen konnte, sollte ihm nur als verdienstvolles Durchbrechen eines Tabus angerechnet werden. Die Konzeption ist bedeutend. Der Berg versammelt um sich ein vielgliedertes Volk von individuellen Charakteren. Er sieht auf Schuld und Menschennot herab, Schicksale verwirren sich und treten wieder auseinander. Untaten, die verjährt zu sein scheinen, werden lebendig, die Vergangenheit ist auf einmal lebendige Gegenwart und verlangt Rechenschaft.

Dennoch liegt auf dem Werk nicht die Last dunkler Tragik. Die Linien des großgestalteten Werkes führen zur Versöhnung und zu einem neuen Leben. Nicht Haß ist das Ende, sondern die Liebe, nicht unausgetragene Schuld, sondern Wiedergutmachung und Rene. Gewiß wird nicht alles bereinigt; ungesühnte Vergehen führen über den Roman hinaus und bleiben weiterwirkendes Verhängnis. Anderes geht in das Schweigen des Todes ein. Aber die Mitte des Romans ist doch die Stiftung eines neuen Lebens.

«Pilatus» ist der Roman eines bäuerlichen Gewalttäters, der sein Leben in selbstherrlicher Weise auf sich allein gestellt hat, aber durch Demütigungen zu Einsicht und Läuterung geführt wird und sein Leben im Kampf für die kleine Kreatur verliert. «Das Mätteliseppi» ist ein Heimatroman auf dem Grund der eigenen Jugendgeschichte. Federer liebte diesen Roman besonders und bezeugte wiederholt, daß die Titelträgerin wie auch die Nebengestalten wirklich gelebt haben, man könne sie entweder auf dem Friedhof von Sachseln finden oder begegne ihnen als Lebenden. Die Charaktere der Eltern sind leicht zu erkennen, örtliche Gegebenheiten und äußere Vorgänge zweifellos glücklich und zutreffend eingefangen. Die Innerlichkeit, die Kämpfe der Seelen, die Ueberlegungen und Pläne, die religiösen und sittlichen Entscheidungen: dies alles ist der Phantasie des Dichters zuzuschreiben. Großartig ist die Hauptgestalt, die «prächtige, holzgeschnittene, unverfälschte Jungfer Seppi aus dem Mättelhaus» (Kessler), die nach Ueberwindung einer tragisch endenden Liebe alle späteren Freier abwie und zur kraftvollen, humorbegabten und seelenkundigen Katechetin ihres Dorfes wurde.

Weibliche Hauptgestalten erscheinen sodann in den Romanen «Regina Lob» und «Jungfer Therese». Der erstere gehört zu Federers frühen Arbeiten, wurde von ihm selbst nicht hochgeschätzt, weil er ihm als eine bloß psychologische Studie betrachtete — ein bemerkenswertes Urteil, weil es zu erkennen gibt, daß er dem zeitgenössischen psychologischen Roman, zu dem dieses Werk gerechnet werden mag, wenig poetische, den Lebensinn aufspürende Bedeutung zuerkannte. Der zweite Roman, «Jungfer Therese», macht zum Mittelpunkt abermals eine starke Frauengestalt, die auf Ordnung sieht und ein Regiment, dem sich der neuerungssüchtige und problematische Kaplan unterwirft. Theologisch durch viel Lektüre geschult, im dialektisch geführten Gespräch geschickt, geht sie aus Kontroversen als Siegerin hervor und hat dabei doch einfache Lebensregeln, die zum Teil aus der Küche stammen: «Gleichschwer, Gleichgewicht. Haben wir da nicht das ganze Rezept für ein Musterleben? So viel Mehl als Zucker, will sagen: so viel Ernst als Humor. So viel Butter wie Eier, will heißen: so viel Herz als Verstand.» Es ist die Regel, die der Kaplan sich denn auch zu eigen macht: «Mich und die anderen ins Gleichgewicht zu bringen. Mit der Dogmatik vom Himmel herab und mit der hilfreichen, menschenfreundlichen Moral von der Erde herauf.»

Die Erzählung von der «Jungfer Therese» gehört in den Umkreis der Geschichten von Lachweiler, dem Jonschwil von Federers Kaplanstätigkeit, wovon fünf weitere, zur Sammlung «Lachweiler Geschichten» zusammengeschlossene Erzählungen handeln. Hier gibt er Beispiele eines geistreich durchsonnten Humors. Die schönste Erzählung ist die letzte, «Vater und Sohn im Examen» — sie wurde preisgekrönt.

Ein großes Werk der Spätzeit ist der Roman «Papst und Kaiser im Dorf». Hier stellt der Autor zwei Menschen einander gegenüber, die berufen wären, jeder nach seiner Art das Beste für das Wohl des Dorfes zu tun, das ihrer Obhut anvertraut ist, aber sie stoßen kraft ihrer Eigenarten hart aufeinander, bekämpfen sich offen und in der Stille, lähmen sich wechselseitig und rufen Schaden hervor statt Nutzen und Förderung. Beide werden als Riesen charakterisiert: der neue Pfarrer, Carolus Bischof, dessen Urbild der Pfarrer von Jonschwil ist, den Federer antraf, der Mann in der Vollkraft der Jahre, der seine Gemeinde betritt, um einzugreifen, wo es etwas zu erneuern gibt,

Erstellt am: 14. März 2025.

Titel des Artikels: Heinrich Federer

Quelle: Neue Zürcher Zeitung, 9. Oktober 1966, <https://www.e-newspaperarchives.ch/?a=d&d=NZZ19661009-01.2.42.1>

Der PDF-Artikel wurde mit freundlicher Genehmigung von e-newspaperarchives.ch bereitgestellt.

und der 85jährige Ammann Corneli, der mit dem Starrsinn des Alters am Hergebrachten hängt und von seinen Rechten als weltliches Haupt der Gemeinde nichts preisgibt. Was gibt es in einem Dorf zu renovieren? Das verblaßte Zifferblatt der Kirchenuhr muß wieder leuchten, der Turm, der sich allzu demüthig unter den Häusern versteckt, soll um seiner eigenen Würde willen aufgestockt werden, Beichtstühle gehören nicht in den Chor, sondern in das Kirchenschiff. Es geht um die Ehre Gottes, meint der neue Pfarrer, aber «ein gefährlicher Enthusiasmus für alles, was Gott und seine heilige Kirche betraf, ging in Carl gefährlich zusammen mit einem angeborenen Hang für Schimmer, Prunk, Majestät, Großartigkeit, für glühende Farben, für gewaltige Glocken, hohe Thürme und rauschende Priesterherrlichkeiten». Wer kann das Gewebe unserer Motive ganz sicher entwirren, wenn wir sagen, es gehe uns um die höchsten Dinge? Der alte Kaplan Eusebius, einstmals der Lehrer und jetzt der Helfer des Pfarrers, in der Stille wirkend und leise korrigierend, wo er es vermag, ein gelehrter Historiker der Kirche wie Federer selbst, sagt es ihm wiederholt in vorsichtig gewählten Formulierungen. Das Salz der Erde sollen wir zwar sein, aber «gesalzen sind wir alle übergengung. Die andere Würze, die andere... die Liebe.» Sie fehlt ihm nicht, aber sie kommt nicht genug zur Geltung. Ihm gegenüber ist der Ammann von Anfang an der Ueberlegene, die Autorität kraft seines Alters, seiner jahrzehntelangen Verdienste um die Gemeinde, nicht willens, sich von einem Neuling verdrängen zu lassen, daher unbarmherzig und hartnäckig in seinem schweigenden Widerstand. Der Pfarrer hält nicht durch, der Herzschlag setzt seinem Leben ein Ende in dem Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzt, der ihm — dem Geheiß des Bischofs zur Folge — in eine neue Stelle führen soll.

Der Roman ist ein Werk der Reife, symbolkräftig in seiner Gesamtbedeutung und angefüllt mit bedeutungsvollen vordenkenden Warnungszeichen. «Est modus in rebus!» ist die Mahnung des Kaplans an seinen Pfarrer; sie spricht eine Lebenslehre aus, die über Federers ganzem Werk stehen könnte.

Federer hat sodann auch einen Abstieg in die Geschichte der Schweiz unternommen mit seinen Erzählungen von Bruder Klaus. Federer nennt ihn den «nordischen Franz von Assisi, den Poverello der Schweiz, freilich schwerblütiger, dunkler, verwickelter gotisch in seinen Unterwaldner Tannen gegenüber dem romanisch hellen Umbrier unter seinen Oliven und süßen Kastanien. Aber im Grunde ist es Geist von gleichem Geist.»

Die größte Breite hat die Erzählung «*Spitzbube über Spitzbube*», die Geschichte aus dem Jahre 1482, als in der «wildwüchsigen Schweiz» zwei mächtige Bäume emporwuchsen und einander zu überschatten suchten, der eine die «eidgenössische Rauflust und Prügfestigkeit», die sich jeder Fürst für schnödes Geld zu eigen machen wollte, der andere der Ruf des frommen Einsiedlers im Ranft, wie eine himmelanstrebende Eiche hochgediehen, weshalb er von nah und fern besucht und um Rat gefragt wurde. Vor politische Händel gestellt und um Entscheidung angerufen, durchschaut der Eremit sehr schnell, vor welche Wagen er gespannt werden soll; der «Spitzbube Gottes» siegt über die sich so klug dünkenden Spitzbuben der streitenden Herrschaftshäuser von Innsbruck und Mailand, doch nicht allein im Sinne eines theiligen Pfiffkuss, der die politischen Winkelzüge durchschaut, sondern als Berater und Helfender, der die Besucher geläutert entläßt.

An der einfachen Weisheit des mit Gott redenden Mystikers findet auch eine gelehrte spekulative Theologie zu der ihr angemessenen Bescheidenheit zurück. Der Magister Bruno von der hohen Fakultät in Freiburg erfährt es, als er dem Bruder Klaus eine Abhandlung über das Omnia et Nihil vorliest und seine Ansicht darüber hören will. Er liest dem eillen Gelehrten aus dem eigenen Manuskript, das er verkehrt hält, seine Abhandlung vor, die darauf hinaus läuft, daß es viel zu viele Nullen in der Welt gebe, auch unter denen, die sich für gelehrt halten, daß aber der größte Schritt, den der Mensch tun könne, der sei, von der Null zur Eins zu kommen, vom Nichts zur Fülle. «Von der Null zur Eins, das ist der wahre Jakob.»

Federer hat das Bild des Einsiedlers weiter entwickelt und die Grundform in die Variationen von Vorgängen hinein gebildet, im «*Fürcht-machers*» und im «*Wunder in Holzschuhens*», Pläne zu weiterem hat er noch in seiner letzten Lebenszeit verfolgt, ohne sie ausführen zu können.

Sodann Italien! Die großen Romane, die die Schweiz und ihre Menschen zum Gegenstand haben, finden ihre Ergänzung durch zahlreiche kleine Schriften und Erzählungen, die Land und Leute des Südens zum Gegenstand haben. Neben Nikolaus von Flüe tritt der große Gründer seines Ordens, Franziskus von Assisi, auf dessen Spuren Federer das Land durchwandert.

Dem blassen, romantisierenden Franziskusbild, wie man es am Ende des Jahrhunderts und später in der Literatur als Zeichen einer flachen Frömmigkeit oft findet, setzt er ein anderes entgegen, den Franziskus der Mystik, der Armut und der helfenden Liebe. Die Landschaft und ihre Bewohner lehren es ihn und die Frömmheit des eigenen Herzens. Mit dem Kunstmaler Fritz Kunz, seinem Landsmann, den er in Italien besucht, gibt er eine Gemeinschaftsarbeit heraus, «*Der heilige Franz von Assisi*», wobei Bild und Text sich in der schönsten Weise miteinander verbinden. Der Heilige erscheint in einer der kunstvollsten Novellen unseres Autors, im «*Letzten Stündlein des Papstes*»: der sterbende Innozenz III. ruft nach dem heiligen Bettler, dem er einige Jahre zuvor die Erlaubnis zur Ordensgründung gegeben hat, damit er ihm jetzt Hilfe biete in seiner schweren Stunde. Der Heilige nimmt ihm alle Zeichen seiner Würde, bedeckt ihn mit seinem schlechten braunen Mantel, damit er wie ein Bettler vor den Allerhöchsten trete. Der Papst stirbt im Frieden. Zwei andere Franziskus-Erzählungen schließen sich an: «*Der rote Zauber des Giorgio von Gubbio*» und «*San Benedettos Dornen und San Francescos Rosen*».

Neben den Heiligen von Assisi gesellt sich Bernardino von Sienna, der große Volksprediger adli- ger Herkunft, dem Federer unter dem Titel «*Der Demokrat in der Kutte*» eine zwischen Poesie und Geschichte stehende Erzählung gewidmet hat; auch hier geht es um die Loslösung aus aller menschlichen Eitelkeit.

«*Sisto e Sesto*» hat in schmalem Umfang ein besonders reizvolles Motiv: Sesto Peretti im Berg- nest Paritondo ist einer der Anführer der Banditen die die Gegend unsicher machen, Ueberfälle aus- üben und Reisende plündern — dies geschieht nicht aus Mordlust, sondern aus bitterer Armut und um anderen zu helfen. Der Pfarrer steht zu ihnen; sie alle sind fromm, wenn auch alles, was sich in der Kirche befindet, Diebesgut ist. Papst Sixtus V., der die Banditen verfolgt und mit dem Tode be- strafen läßt, ist der Halbbruder des Sesto; dessen Anlagen erscheinen bei ihm in Umkehrung: Gerech- tigkeitssinn und Hilfsbereitschaft auf dem Boden der Frömmigkeit. Sesto wird mit seinem Sohn ins Gefängnis gebracht, der Ratgeber des Papstes besteht auf Hinrichtung, aber während sich im Gefängnis die Wandlung zur Buße und Reue voll- zieht, geht auch der Papst durch eine Läuterung: «Gnade ist besser als Gerechtigkeit!»

GRUNDLINIEN DES MENSCHENBILDES

Wir fragen nach den Grundlinien des Men- schenbildes, das dieser urtümliche Erzähler, der zugleich ein frommer Priester war, vor unsern Augen entwickelt. Zwar wiederholt sich innerhalb der großen Zahl von Gestalten keiner der einmal durchgezeichneten Charaktere, aber Federer bevor- zugt bestimmte, häufig wiederkehrende Typen, denen er nach seiner Grundveranlagung besonders zugetan war.

Da sind zunächst die Kinder. Federer war nicht nur ein guter Beobachter, sondern ein verstehen- der, in die Seele der Kinder blickender Mann. Die Kinder seiner Erzählungen sind vor allem gesund, aus dem eigenen Selbst lebend, keine Kleinform von Erwachsenen, jedoch bereits in Umrissen ge- formt und auf die jeweils eigene Zukunft hin- geordnet.

Dazu kommen an zweiter Stelle die Liebespaare. Federer schreibt keine spannenden Liebesgeschich- ten; die Liebe selbst ist für ihn kein zentrales Motiv seiner Erzählungen, aber es gibt kein größe- res Werk, in dem nicht junge Menschen zueinander im Erlebnis der Liebe stehen. Eines der schönsten Beispiele ist der Roman «Papst und Kaiser im Dorf»: hier gibt es gleich mehrere Spannungen, die durch die Komplikationen der Seele hindurch- geführt werden müssen. Federer war nicht prüde: der Eros ist eine große Macht unter den Menschen, es wäre eine Verkürzung der Wirklichkeit, wollte er ihn nicht in seine Menschengestaltung hinein- nehmen.

Sehr bemerkenswert ist es, wie tief sich Federer in die Erlebnisformen von jungen Mädchen zu versetzen weiß. Der vom Leben so vielfach Ge- schädigte und von ihm Ausgeschlossene war selbst der Empfängliche, der Eindrucksfähige. Er zeich- nete seine Mädchengestalten ihrer inneren Wahr- heit gemäß: scheu und zurückhaltend und doch wieder leidenschaftlich, wenn es um Kampf und Lebensgrundlagen geht. In dieser Hinsicht vie- leicht die schönste Gestalt ist das Mili in «Papst und Kaiser im Dorf».

Da sind — drittens — die Priester. Es wäre seltsam, wenn der Priesterdichter nicht seinesglei- chen bedächte. Er kannte sie alle: die Weisen, die er in der Regel in das violette Gewand versteckte, das heißt: nicht so sehr um der Würde zu huldigen, sondern um Alter und Erfahrung zu ehren, wozu dann auch, wenn man Glück hat, die äußere Ehre von selbst kommt. So steht im Hintergrund der Erzählung vom Papst und Kaiser im Dorf der Bischof, der das Gefühl für das Richtige hat und auch das Richtige verordnet. In «Jungfer Thereses» ist es abermals ein Bischof, der einen schwierigen jungen Kaplan in die richtigen Hände gibt. Aber auch in den bescheidenen Rängen sind die inner- lich Großen zu finden, so im Kaplan Eusebius, dessen Grundanlage zu Ruhe und Bedächtigkeit verstärkt wird durch das Studium der Kirchen- geschichte, die ihm verdeutlicht, wie vergänglich alles menschliche Tun und Streben ist und wie wenig es bedeutet, irdischen Zielen nachzugehen. Gegenbilder sind im selben Roman der verstorbene Pfarrer Pius Brüttsch, der sich selbst den zweiten Vornamen Clamor zugelegt hatte und damit auch über zwei Generationen noch tönte, und sodann die Hauptfigur des Pfarrers Carolus Bischof selbst. Es ist des Größten zu gedenken, des Papstes Sixtus V., der vor dem Ende des 16. Jahrhunderts Ordnung in die geistliche und weltliche Macht Italiens bringen wollte, vor Hinrichtungen nicht zurückschreckte, und sich dann angesichts des Madonna-schleiers zu Gnade und Erbarmung be- kehrte.

Es ist zu gedenken der Alten, in denen sich Milde und Großherzigkeit mit der Starrheit und Uneinsichtigkeit verbinden können: ihre größten Gestalten zeigen sich in der patriarchalischen Er- habenheit, die das Irdische bezwungen hat und mit dem Antlitz bereits den ewigen Dingen zugekehrt ist, eine Würde wie der selige Bruder Klaus von Flüe sie bei Federer am eindrucksvollsten per- sonifiziert.

Federers Gesamtbild vom Menschen läßt sich nicht auf einfache Formeln bringen. Die Fülle menschlicher Individualitäten ist zu groß, ihre Farben sind zu mannigfaltig. Und dennoch läßt sich sagen: Hochbild ist der Mensch des Maßes, der zwischen den Extremen die Mitte hat oder sich dahin führen und erziehen läßt — dies nicht im Sinne der deutschen Klassik, die Federer — beson- ders in der Person Schillers — liebte, sondern im Sinne des Gleichgewichts zwischen Himmel und Erde, Zeitlichkeit und Ewigkeit — wir sind für beides geschaffen. Der Leib hat sein Recht, mehr noch die Seele; die Erde verlangt uns während unseres Lebens, aber sie gibt uns an den Himmel ab. Est modus in rebus! Geduld gehört zu allem menschlichen Tun! Wachsen und reifenlassen. «Lasset, lasset! Aufreißen, Liebe, Liebe!»

BRIEFE

Das Bild Federers wäre unvollkommen, wolte man nicht auch der Briefe an seine Freunde ge- denken. Soweit sie erhalten sind, liegen sie vor uns in dem schönen Bande, den der Biograph des Dichters und Deuter seiner Werke, P. Sigisbert Frick, herausgegeben hat. Daß vieles fehlt, geht auf den Schreiber selbst zurück, der einmal einen wahrscheinlich kostbaren Schatz von Korrespon- denzen den Flammen übergeben hat. So findet sich beispielsweise nichts, was an Peter Dörfler erin- nert, den Dichter, der ihm als Priester und Gestal- ter, als Mensch der Innerlichkeit und des histori- schen Denkens nahe gewesen sein muß. Dörfler selbst bezeugt es in seinem Nachruf. Was auf uns gekommen ist, gibt gleichwohl ein abgerundetes Bild seiner Persönlichkeit, seiner Interessen, seiner Mühen, seiner Leiden und seiner Güte.

Aus der Korrespondenz mit seinem besten Freund, dem Maler Anton Stockmann, mit dem er von den Schuljahren in Sarnen bis zu seinem Tode eng verbunden war, spricht eine innere Biographie: der Meister der epischen Form spricht zu einem Meister der Farbe, und beide sind sich einig in der religiösen Verantwortung dessen, was sie tun. Die Briefe begleiten zugleich in gemessener Weise die Entwicklung der Kunst in der Gegenwart, urteilen vorsichtig und ehrfürchtig. Federer fand bei sei- nem Freund das beste Verständnis für seine Werke; umgekehrt bereitete er dem Maler durch öffent- liche Würdigungen den Weg in die Öffentlichkeit. Der vermutlich letzte Brief des Dichters, vom 5. April 1928, ist an den Freund gerichtet, ein überschwänglicher Dank für eine lebenslange Har- monie, die beiden zugute kam: «Gute Ostern, Du lieber Herzkamerad.»

Die Briefe an dessen jüngeren Bruder, den Jesuiten Alois Stockmann, Literarhistoriker und Kritiker, sind eine Nebenmelodie im Schaffen des Dichters; in dem leidenschaftlichen Literaturstreit zwischen Carl Muth und Franz Eichert, dem «Hochland» und dem «Gral», stellte sich Federer zeitweise auf die Seite der Oesterreicher, erkannte jedoch die grundsätzliche Weltoffenheit Muths als richtig an und verhielt sich neutral.

Die Briefe an seine Schwester Pauline sind Zeugnisse brüderlicher Liebe und Sorge; in ihnen kommt im Stile familiärer Vertrautheit das Per- sönliche seiner Gesinnung, seiner Arbeiten und Beschwerden zum Ausdruck.

Mit Schweizer Dichtern gleicher Grundhaltung stand er in freundschaftlicher Verbindung, mit dem Arzt Dr. Ott, mit Meinrad Lienert, mit dem Dichtermönch Maurus Carnot in Disentis. Seine Verehrung für Ludwig von Pastor wurde von dem Historiker der Päpste beantwortet mit einer herz- lichen Zustimmung für seine Erzählungen. Der Briefwechsel mit dem Jesuiten Paul de Chastonay führt, so gering an Zahl er auch ist, auf die Höhe einer geistig gespannten, alles Mittelmäßige und nur Gutgemeinte streng ablehnenden Literatur- kritik, die nicht mehr bereit ist, «den kritischen Maßstab beiseite zu legen und aus Liebe zu einem großen Menschen Dichtungen über ihren Wert hin- aus zu preisen». Es war dieser bedeutende Mann, der dem toten Dichter ergriffenen Herzens in der Zürcher Liebfrauenkirche die Gedächtnisrede hielt.

ZEITGEIST UND POESIE

Ein Blick auf die Gesamtheit von Federers Werk, die Erzählungen wie die Briefe, gestattet ein Urteil über seine Stellung zu den Problemen der Zeit. Es darf nicht vergessen werden, daß, wenigstens eine Zeitlang, seine kritische Leistung beträchtlich war, wiewohl er sie nie als ein für ihn wesentliches Werk betrachtete. Daß er an den großen Weltproblemen geistig Anteil hatte, den Untergang eines Zeitalters ahnte und kommende Katastrophen befürchtete, ist aus den Briefen wie aus seinem epischen Werk kaum zu entnehmen. Der Ausbruch des Weltkrieges hat ihn entsetzt als eine unerwartete Barbarei. Feinnervig wie er war, mochte er aus der Entwicklung der Dichtung wie der bildenden Künste künftige Verhängnisse ahnen. Einstrahlungen der Gegenwart mit ihren offen zutage tretenden Kräften sind seinem Werk immerhin zu entnehmen, so in dem Roman «Jung- fer Thereses», wo ein neuerungssüchtiger Kaplan bedenkliche Wege geht, aber eine Schranke findet in seinem «Hauskreuz», der Wirtschafterin, die in Ordnung bringt, was er verdirbt.

Der Einbruch der Technik in die alten Lebens- formen ist ein anderes Problem, das behandelt wird. Auf das Ganze gesehen, ist der Anteil der Zeit im Werke Federers nicht besonders augen- fällig. Im Zusammenhang seiner — sehr anerken- nenden — Würdigung des Romans «Papst und Kaiser im Dorf» bezweifelte Franz Herwig, ob der Schweizer Dichter berufen sei, einen reinen Zeit- stoff und seine Aufgipfelung im Ueberzeitlichen aufzugreifen und darzustellen. Selbst *dieser* Roman könne, von einer Nebenhandlung abgesehen, in irgendeine Zeit gestellt werden. In der Tat: die Wege, die Herwig ging, als er seine sozialen Groß- stadtromane schrieb und die Legende von «Sankt Sebastian vom Weddings» allgemeine Bewunderung hervorrief, vermochte Federer nicht einzuschlagen. Er gestaltete das Menschliche schlechthin im ab- gegrenzten Umkreis, führte Menschen der Maß- losigkeit in die ihnen auferlegten Maße, berührte damit nicht die Probleme der Oberfläche, sondern der Tiefe und fand eben dadurch den großen Leserkreis, der ihm für jedes Buch von neuem dankte.

Federer war ein begnadeter Erzähler. Die Dinge der Welt verwandelten sich in seinem Geiste unter dem Gebot der Phantasie schnell in den Stoff der Dichtung. Die Vergangenheit gehörte mit zu seinem Inventar und vermehrte die epischen Möglichkeiten ins Unbegrenzte. Der Poet in ihm verwandelte den ganzen Menschen: er poetisierte das Gespräch und brachte die Poesie auf die Kan- zel, solange er predigen konnte. Die Poesie wurde für ihn nicht nur zu einem Stück seines Lebens, sondern hatte die Bedeutung eines Gottesdienstes: «Ich bin nun einmal so, daß mir Poesie, Musik, Malerei und das volle Betrachten und Erforschen der waltenden Natur um mich herum unentbehr- lich scheint und ich auch in solchen Stücken Gott zu gefallen vermeine.»

Das «sentire cum ecclesia» war ihm die wich- tigste Grundlage für Leben und Schaffen. Daß er lange Wege brauchte, um sich selbst zu finden, vermag niemanden zu verwundern, der weiß, wie ständige Selbsterprobung, Zweifel an der eigenen Begabung und wiederum Selbstrechtfertigung zur Erfahrung derjenigen gehören, die über wirkliche Begabung verfügen.

Dazu gehört auch die falsche Selbstschät- zung, sein lange gehegter Glaube, er sei zum dramatischen oder zum lyrischen Schaffen geboren. Beides war ein Irrtum. Wohl sind die dramati- schen und die lyrischen Komponenten in den Er- zählstoff eingebaut: das Dramatische in den Dialo- gen, an denen er seine Freude hatte, im kämpferi- schen Hin und Her, in den Spannungen zwischen entgegengesetzten Naturen; das Lyrische in der Tönung, in den Stimmungen, im Farbenreichtum der Sprache. Es gibt einige Verse von ihm, die das Herz bewegen: Schwermut und Melancholie vermochte er ihnen anzuvertrauen. Aber seine Ge- dichte waren nicht stark genug, um seinen Ruhm zu begründen. Er war Erzähler und Plauderer, und dies in dem Maße, daß er sich nicht selten aus den festen Umrissen seiner epischen Planungen entfernte.

VOR DEM ZIEL

Mit dem Tod ist Federer wohl immer Hand in Hand gegangen. Sein schweres, quälendes Leiden machte ihm den Tod zum stillen, geheimnisvollen, jedoch kaum jemals Grauen erweckenden Beglei- ter. Er hat Sterbende dargestellt wie den großen Papst Innozenz, der im Frieden des Heiligen von der Erde Abschied nimmt, nachdem er allen irdi- schen Glanz von sich getan hat, um dem ewigen Glanz entgegenzugehen. Er schildert, wie der Tod an den ungestümen Pfarrer Carolus Bischof her- antritt. Er führt den bescheidenen, einsichtsvollen Kaplan, der seinen Pfarrer lange überlebt, den Historiker, der Vollendung entgegen. «Als er starb, lagen noch viele unvollendete historische Un- tersuchungen auf dem Tischehen am Kopfe, aber die größte historische Untersuchung, an der die Menschheit seit ihrem ersten Lallen laboriert, hatte nun auch er gelöst, das unsterbliche Rätsel des Sterbens.»

Als Federer fünfzig Jahre alt geworden war, ein Mann mit großem Ruhm, äußerte er, das sechzigste Lebensjahr werde er wohl nicht errei- chen. Er erreichte es und überschritt es um zwei Jahre. Inmitten seines großen Romans «Papst und Kaiser im Dorf» klingt eines der Motive sei- nes Lebens auf: *Media vita in morte sumus*. In der spaßhaften Verkleidung der lokalpatriotischen Frage, ob der Dichter des Liedes, Nother, seine Heimat im Toggenburgischen gehabt habe, läßt er einen einfachen Schreiner, unbekümmert um die historische Wahrheit, das Tiefste sagen: «...kein Sang war mir von Kind an so vertraut. Ich wußte nur, daß einer dieses Lied erfunden hat, da er vom Fenster aus zusah, wie Zimmerleute über ein schwindelndes Tobel Seile und Bretter warfen und eine lebensgefährliche Brücke machten.» Das Bild ist eindrucksvoll: der Tod als Brücke zwischen zwei Welten, die durch einen Abgrund voneinander getrennt sind. Aber das Lied ist nicht erschreckend, sondern tröstlich. «Sein „Media vita“ hat Hundert- tausenden Mut gemacht, über den Tod rechts und links zu lachen und über das Brücklein, das Glauben und Lieben heißt, ganz getrost zu wandeln. Dieses Lied macht bescheiden, weil wir alle klein, und macht stolz, weil wir alle auch wieder groß sind. Ich höre darin weinen und jubeln in einem. Alle Abgründe des Lebens deckt es auf und zeigt auch auf alle seine Gipfel.»

So war das Leben eine Vorbereitung auf das Sterben, das dennoch unerwartet kommen sollte. In Zürich, der von ihm so geliebten Stadt, hörte er noch am 20. April, dem Karfreitag, die Johannes- Passion, am Ostermontag eine Bruckner-Sinfonie. Schon hatte er sich für ein Geigenkonzert Kreislers die Eintrittskarten besorgt. Eine Blinddarmerreizung am Donnerstag der Osterwoche nötigte ihn zur Bettruhe. Einer erfolgreichen Operation folgte dann doch ein schneller Kräfteverfall. In der Nacht zum Weißen Sonntag, so wird berichtet, hörte seine Umgebung deutlich seine letzten Worte, in Zwiesprache mit der Seele: «Jetzt gehen wir fort!» In den ersten Morgenstunden des Weißen Sonntags, am 29. April 1928, ist er gestorben. Ein schwerer Toteskampf blieb ihm erspart.

Peter Dörfler, der Freund, schrieb damals eine Würdigung, die mit den folgenden Worten aus- klingt: «Diejenigen, die den im Spital der Rot- Kreuz-Schwestern zu Zürich vom Sonntag den 29. April bis Mittwoch Aufgebahrten sahen: selb- sam langgestreckt mit leise geöffnetem, wie aus- hauchendem Munde, hatten nicht das Gefühl, einen durch das Ziel Gegangenen zu sehen. Er war vor dem Ziel gestürzt. Denn in seinem Plane lagen noch bedeutsame Werke, vor allem eine Erzählung aus dem Schweizer Bauernkriege... Aber er durfte doch eben noch ein Werk von so köstlicher Reife und süßer Fülle vollenden („Am Fenster“), daß es uns scheint, als sei er vom Gipfel des Schaffens weggehoben worden.»

Dörfler schließt sein Abschiedswort in der fol- genden Weise: «Nun wird die Zeit sein Werk wägen, Richtungen und Moden werden es heben, beiseite werfen und wieder ergreifen. Es kann nicht Freundschaft sein, den Kritiker zu spielen, wo das Herz nur zu trauern und zu preisen weiß. Für jetzt muß uns nur eine Klage bewegen: Eine Säule ist gefallen, und wo sind andere viele, die ragen wie sie!... Aber gebe Gott, daß ein weithin sichtbarer Nachwuchs uns den Verlust Heinrich Federers nicht allzu schmerzlich spürbar macht!»

Wir können in dieser Stunde die Hoffnung hinzufügen, daß die dunkle Ader der Dichtung, die mit den Erschütterungen, Umwandlungen und Untergängen in den Jahren bald nach Federers Tod im organischen Geflecht Europas (und der Welt) sichtbar wurde, sich eines Tages wieder mit dem helleren Blut der Weltfreunde und der Heils- erwartung füllen möge, so wie es uns Heinrich Federer mit seiner Heiterkeit, mit seiner Ueber- zeugung, daß alles Tragische an einer übertra- gischen Welt seine Grenze finde, und mit seinem tapferen Standhalten gegenüber allem persön- lichen und allgemeinen Ungemach in Dasein und Dichtung aufgezeigt hat.